

Tina Makereti

In der Tiefe der Wurzeln beginnt ein Singen

Aus dem Englischen von Friederike Hofert

Im Original erschienen unter dem Titel »Where the Rēkohu Bone Sings«,

Random House New Zealand, 2014.

1. Auflage, Hiddensee: w_orten & meer, 2022

ISBN 978-3-945644-32-4

The assistance of Creative New Zealand towards the translation of this book is gratefully acknowledged by the publisher.

Danke an Creative New Zealand für die Unterstützung der Übersetzung.



Übersetzungslektorat: Marianne Eppelt, worte-und-strategie.de

Korrektur: Sharif Bitar, uebletexte.de

Umschlaggestaltung und Satz: Zanko Loreck, zankoloreck.de

Druck: Oktoberdruck GmbH, Berlin

Dieser Band wurde umweltfreundlich gedruckt:

- auf 100% Recyclingpapier, FSC-zertifiziert mit dem Blauen Engel
- mit mineralölfreien Druckfarben ohne Isopropanol
- ohne Folie kaschiertes Cover
- uneingeschweißt



Umfassende Nachhaltigkeit in Bezug auf natürliche Ressourcen und soziales Miteinander ist Verlagskonzept: Strom und Gas für das Büro beziehen wir über Green Planet Energy, wir reparieren, statt neu zu kaufen, unser Bürobedarf ist ökologisch, und wir versuchen alle Arbeitsprozesse möglichst fair zu gestalten. Wir setzen uns ein für ein wertschätzendes und ressourcenschonendes Sein in Welt.

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

© w_orten & meer GmbH, Hiddensee 2022

w_orten & meer GmbH

Verlag für verbindendes diskriminierungskritisches Handeln

Süderende 86, 18565 Insel Hiddensee

E-Mail: kontakt@wortenundmeer.net

www.wortenundmeer.net

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Tina Makereti

In der Tiefe der Wurzeln beginnt ein Singen

Übersetzung aus dem Englischen
von Friederike Hofert

w_orten
& meer

Eins

1882

Mere schlug einen Rhythmus in den Teig – schlagen – wenden – klappen – atmen – schlagen – wenden – klappen – atmen – ein Stoß mit den Handballen, die Muskeln der Arme gespannt, während sie die schwere Masse hochhob, umdrehte und wieder zusammenklappte. Sie buk doppelt so viel wie sonst, sie war dafür jetzt alt genug. Aber hika, das tat ganz schön weh! Sie würde sich dran gewöhnen. Dieser Audrey zeigen, dass sie alles im Griff hatte, mit allem fertig wurde. Sogar noch Zeit hatte, heimlich mit Iraia in seiner Hütte zu rauchen.

Vier Laibe jeden Montag, Mittwoch und Freitag, und wenn die nicht ausreichten, zwischendurch noch frittierte Brotfladen. Schon mit neun war das Meres Aufgabe gewesen, und jetzt mit fünfzehn würde sie bald für die gesamte Küche verantwortlich sein. Whāea Audie hatte ihr alles beigebracht, als Mere noch klein war, aber jetzt wurde es langsam Zeit, dass Whāea Audie das Haus verließ. Heute Morgen hatte ihre Tante zum ersten Mal nicht bei Sonnenaufgang in der dunklen Küche gewartet und das Feuer in Gang gebracht, nur um Mere, der sie die Aufgabe eigentlich übertragen hatte, zu beweisen, dass sie zu langsam war. Mere hatte Whāea Audie am Tag zuvor überredet, schon früh am Morgen mit Tū auf die andere Seite der Bucht zu fahren und dort das Haus vorzubereiten, während er die Netze und die Jagdausrüstung durchsah. Mere, zwei ihrer Brüder

und Iraia würden am Nachmittag mit weiterer Ausrüstung und Vorräten nachkommen. Sie bereiteten das Herbstlager vor.

Audie war der Name, auf den Mere ihre Tante getauft hatte, als sie Audrey mit zwei nicht richtig aussprechen konnte. Meres Vater Tū hatte den Spitznamen schnell übernommen, und mittlerweile wussten die meisten Leute überhaupt nicht mehr, dass sie überhaupt einen anderen hatte. Außer Mere. *Audrey*, flüsterte sie oft, während sie mit harten Handflächen auf die fleischige Teigmasse einschlug, *Audrey-Schnodrie-fiese-alte-Podrie*.

Bevor ihr Vater und ihre Tante aufgebrochen waren, hatte Mere ihnen über dem offenen Feuer Haferbrei gekocht. Mit frischer Sahne und einem Klecks Butter, genau wie Papa ihn mochte. Whāea Audie fand an dem Essen nichts, woran sie herumäkeln konnte, und Mere gab sich besonders zuvorkommend und versicherte noch einmal, sie würde sich um die letzten Handgriffe kümmern. Für Mere gab es nur eine Möglichkeit, Whāea Audie aus dem Haus zu bekommen und ein für alle Mal loszuwerden: Sie musste beweisen, dass sie es allein schaffte, für alle das Essen zuzubereiten. Sie würde das allerreichhaltigste, allersüßeste Brot backen und die übriggebliebenen Knochen des Wildschweins von letzter Woche mit ein bisschen Brunnenkresse verkochen. Das Brot sollte reichen, bis sie bei den Gärten auf der anderen Seite der Bucht war und die Jungs zum Jagen und Fischen auszogen. Dann würden sie tagelang Aale und andere Fische räuchern und die Früchte einkochen, die nur auf der anderen Seite der Bucht wuchsen.

Die ersten drei Brote waren bereit für den Ofen. Mit dem Schürhaken öffnete sie die schwere gusseiserne Ofentür, hob jeden Laib in eine Form und schubste sie, um dem Ofen nicht zu nahe zu kommen, nach und nach durch die Klappe. Es herrschte glühende Hitze. Wenn sie in der warmen Küche arbeitete, nahm sie deutlich

wahr, wie sich die Feuchtigkeit unter Kragen und Ärmeln ausbreitete, aber sobald sie sich dem Backofen näherte, wurde die Hitze so intensiv, dass sie den Schweiß und das unangenehme Gefühl vergaß. Manchmal blieb sie länger als nötig vor dem Ofen, als wollte sie ihn herausfordern, sie in die Knie zu zwingen. Vielleicht würde sie ja ohnmächtig werden, wie es die feinen Leute angeblich bei Hitze oder Aufregung taten (sie hatte mal gesehen, wie Fanny Scrimshaw in der Kirche in Ohnmacht fiel, als sie schwanger war), aber Mere passierte das nie. Stattdessen liefen ihr mitten in der größten Hitze Schauer über den Rücken, der gesamte Körper rebellierte gegen die extremen Temperaturen. Dann fühlte Mere plötzlich nur Kühle und Entspannung, als wären der Herd und das darin lodernde Feuer eine Kreatur, die ihre Nähe duldet – eine Taniwha –, die mit sanfter Zärtlichkeit auf die Herausforderung reagierte. Sie behielt diese Gedanken für sich, weil sie wusste, dass ihrer Tante nicht gefallen hätte, wie stolz sie auf ihre Arbeit im Haushalt war.

Während die Brote im Ofen buken, kontrollierte Mere noch einmal die Vorräte, die für die Wochen reichen mussten, bis sie wieder nach Hause ins Kāinga zurückkehren würden.

Am wichtigsten war das Mehl – vier große Säcke, die ihre Brüder aus der Stadt holten. In der Zwischenzeit würde Iraia für Mere die restliche Ausrüstung zum Boot tragen, sobald er mit den Arbeiten außerhalb des Hauses fertig war. Die zerbrechlicheren Dinge würde sie selbst transportieren – Gläser und Geschirr, abgezählte Whisky- und Medizinflaschen und ein eigenes Gefäß mit der Rēwena-Mischung ihrer Mutter. Wenn sie länger auf der anderen Seite der Bucht blieben, trug sie den Teigansatz meist wie einen Talisman bei sich, als würde ein Teil ihrer Mutter darin leben und dem Brot Leben einhauchen. Noch immer dachte sie voller Staunen an das erste Mal, als sie einen Teig angesetzt und gesehen hatte, wie er aufging und

auf wunderbare Weise von Bläschen voller Licht und Luft durchzogen wurde.

»Das ist das Rēwena von deiner Mutter«, hatte Tante Audie ihr erklärt. »Es lebt, nē? Wir müssen es nur weiter mit Kartoffelwasser füttern und dann ...«, sie hob den Deckel. »Riech mal!« Die schaumige Masse roch stechend und etwas säuerlich. »Am Geruch und an den Bläschen siehst du, dass es lebt. Gib der ganzen Sache Geschmack. Die Süße.« Ihre Tante setzte einen selbstzufriedenen Gesichtsausdruck auf. »Ich hab mich drum gekümmert, seit deine Mama gestorben ist, und jetzt musst du es am Leben halten.«

Alles, was Mere von ihrer Mutter kannte, waren die Dinge, die nach dem Ertrinken zurückgeblieben waren: ein altes Kleid, das Hochzeitsbild und das Bett in dem Zimmer, in dem ihr Vater nun allein schlief. Obwohl sie sich nicht daran erinnern konnte, dass es ihr jemals verboten worden wäre, betrat sie das Zimmer nur selten. Irgendetwas hatte es mit der bestickten Überdecke auf sich, die sie durch den Türspalt sehen konnte – sie wusste, dass sie ihrer Mutter gehört haben musste, für ihren Vater war sie viel zu filigran gearbeitet. Nur einmal hatte sich Mere in den Raum gewagt und die Decke mit ihrer kleinen Hand berührt, verzweifelt bemüht, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Damals hatte plötzlich ihr Vater in der Tür gestanden. Er war nicht wütend gewesen, hatte nicht geschimpft oder sie zornig angesehen, aber sein Gesichtsausdruck erschreckte sie, und sie schob sich an ihm vorbei durch den Türrahmen. Sofort schloss er hinter ihr leise die Tür.

Whāea Audie nahm in Meres Leben am ehesten den Platz einer Mutter ein. Sie war die Art von Mutter, die ständig von Pflichten und Verantwortung sprach, und darüber, was für die Familie am besten war, die Art von Mutter, die sich darum Gedanken machte, was andere Leute dachten, die ihren Kindern sagte, sie müssten

härter arbeiten und besser sein als alle anderen, damit sie der Familie keine Schande bereiteten. Sie war nicht die Art von Mutter, von der Zuneigung und Anerkennung zu erwarten waren, wenn ihre Erwartungen erfüllt wurden. Mere glaubte nicht, dass sie auch nur ansatzweise so war, wie ihre richtige Mutter gewesen wäre. Als sie älter wurde, sortierte sie Whāea Audie sehr bestimmt in die Kategorie der Nicht-Mutter ein. Sie war eine Tante, das war alles. Ihre richtige Mutter wäre viel besser gewesen. Ihre richtige Mutter hätte alles verstanden.

Aber Mere hatte sich keine Vorstellung von ihrer Mutter machen können, bis Whāea Audie ihr das Gefäß mit dem Rēwena-Ansatz gezeigt hatte, der seit der Zeit weiterlebte, in der ihre Mutter damit gebacken hatte. Etwas, das sie mit den eigenen Händen berühren konnte, fast so, als würde sie die Person berühren, die ihn früher verwendet hatte. Durch das Kneten und Gehenlassen des Teigs lernte sie ihre Mutter kennen. Sie kannte den Geruch, wenn der erste Teig aufging, kannte die zähe Konsistenz, bis er geschmeidig geknetet wurde – und sie wusste, wie der Teig nach dem Gehen in Laibe geformt wurde, wie sie gebacken und aus dem Ofen geholt wurden, so süß, der Geschmack ihrer Kindheit. Sie lernte ihre Mutter durch die Arbeit ihrer Hände kennen, durch die Hitze des Ofens, die Backbleche, die Dauer der immer wiederkehrenden Abfolge aus warten und kneten und backen und schneiden; durch die Geräusche einer Familie bei Tisch, schneiden und kauen und satt werden.

Mere wünschte sich, Whāea Audie würde sie allein mit ihrer Mutter in der Küche lassen, aber die alte Hakuhaku war einfach immer da. *Kia tere*, sagte sie dann, *mach schneller, Mädchen!* Und sie tat, als gehörte die Küche ihr: *Pass auf, dass du die Töpfe diesmal richtig wegräumst, kehr noch einmal durch, bevor du gehst.* Immer hatte sie das Geräusch von Audies Stimme im Ohr und immer war

ihre Antwort die einzig mögliche: *Āe, Whāea. Natürlich.* Whāea Audie hielt für jede Frechheit eine lockere Hand oder einen Besen bereit.

Das war nicht die einzige Ungerechtigkeit. Als Mere älter wurde, empfand sie die Kleidung, in die sie gezwängt wurde, als Kränkung. Warum mussten sich die Jungs nicht so einschnüren lassen? Kleider waren schon schlimm genug, aber die Korsetts und Unterbekleidung für Frauen fesselten sie wie ein frisch erlegtes Wildschwein.

»Whāea, muss ich das wirklich tragen?«

»Āe, Mere. Du kannst nicht mehr in Junghosen rumlaufen. Jetzt wo du bald eine Dame bist, solltest du dich auch wie eine kleiden.«

»Aber Whāea, kein Mensch sieht mich hier.«

»Deine Brüder sehen dich, dein Vater sieht dich. Und was ist, wenn wir in die Stadt oder in die Kirche gehen? Du musst dich daran gewöhnen. Wir kriegen doch so oft Besuch von unserer Whānau. Was sollen sie denken, wenn sie dich so sehen – eine fast erwachsene Frau in weiten Hemden und Hosen, das Haar ganz verfilzt und schmutzig? Was sollen sie über mich denken? Was sollen sie über deinen Vater denken?«

»Ich kann darin nicht laufen. Ich kann nicht mal atmen.«

»Es gibt jetzt Wichtigeres als atmen. Lass mich etwas mit deinen Haaren machen!«

Manchmal lohnte es sich, mit Audie zu streiten, manchmal konnte sie umgestimmt werden. Mere wusste bei jeder Auseinandersetzung recht bald, wie die Chancen standen, dass ihre Tante nachgab. Sie wusste, dass sie diesen Kampf nicht gewinnen würde – dass der Streit ihre Tante nur noch weiter bekräftigen würde. Als Audie ihr mit einem Kamm über die Kopfhaut kratzte und an den langen Haaren riss, begriff Mere, dass sie lernen musste, sich so zu kleiden und zu frisieren, wie Audie es verlangte, wenn sie ihre Tante jemals

davon überzeugen wollte, ihr selbst die Verantwortung dafür zu überlassen. Es gab kleine Tricks, die das Leben erleichterten – ein liegengelassener Petticoat, eine Haarnadel weniger, ein gelockertes Korsett. Je fester die Verbote ihrer Tante sie einschnürten, desto mehr suchte Mere nach Möglichkeiten, sie heimlich von innen zu lockern.

Als ihr Vater Unterstützung für die Fahrt auf die andere Seite der Bucht suchte, hatte Mere ihm vorgeschlagen, Whāea Audie mitzunehmen – natürlich arbeitete sie am schnellsten, wusste, was zu tun war, um das Haus für die restliche Familie vorzubereiten. Böden mussten gefegt, Whāriki-Matten geflickt, Schränke ausgewischt und das Essen für ihren Vater vorbereitet werden. Mere wäre dieser Herausforderung gar nicht gewachsen. Sie blieb besser zurück und passte auf, dass die Jungs ihre Arbeit machten. Alle wussten doch, dass sie Iraia und ihre Brüder gut im Griff hatte.

Obwohl sie mehr zu tun hatte als sonst, genoss Mere die Ruhe des merklich geleerten Kāingas, als der Morgen aufklarte und wärmer wurde. Sie summt ein Kirchenlied vor sich hin und stampfte dann im Takt eines schnelleren Liedes auf den Boden. Auf dem Tisch kühlten zwei Laibe unter Tüchern ab, während die letzten zwei im Ofen buken.

In der gesamten Bucht von Waimua waren sie die einzige Familie, die einen so großen Kohleofen besaß. Tante Rangī auf dem Hügel hinter ihrem Haus hatte einen, der zwar wie ihrer aussah, aber viel kleiner war. Rangīs Haus zu betreten bedeutete, ihrem Ofen bei der Arbeit zuzusehen – sie holte immer irgendetwas heraus, kochte darauf Tee oder ließ ihren Besuch die Hände daran wärmen. Wenn Mere der alten Dame Fisch oder Fleisch brachte, nutzte Tante Rangī jedes Mal die Gelegenheit, um zu erzählen, wie ihre Söhne ihr den Ofen nach dem Tod ihres Mannes gebracht hatten, wie sie ihn mit zwei Pferden und einer Kutsche, die sie in der Stadt gemietet hatten,

transportierten, während sie nebenher laufen mussten. Wie jeder sehen konnte, dass ihre Söhne gut für sie sorgten. Mere war froh, dass Tante Rangi selten den Hügel hinab kam und sich noch nie zu dem Kohleofen in Meres Haus geäußert hatte. Meres Vater hatte ihn kurz nach der Hochzeit mit ihrer Mutter erworben, und als Mere ihn fragte, wie sie es geschafft hatten, so etwas zu tragen, lachte er nur und sagte: mit vielen Händen. Sie konnte sich nicht einmal vorstellen, dass einhundert Hände etwas heben konnten, das so schwer und massiv war, dass sie kaum die Klappe öffnen konnte. Der Ofen war ihr immer übernatürlich vorgekommen – eine Vorrichtung, die Feuer in ihrem Puku trug und irgendeinen Zauber vollbrachte, der mit dem Gefäß begann, in dem die Rēwena-Mischung ihrer Mutter aufbewahrt wurde, und mit den warmen Broten endete, die Räume und Bäuche mit Wohlbefinden anfüllten. Ihr Vater war ihr immer distanziert erschienen, ein Berg von einem Mann, in sich gekehrt, unzugänglich. Dass er dieses Geschenk für ihre Mutter erwerben und transportieren konnte, verlieh ihm nur noch geheimnisvollere Kräfte.

Die meisten Familien in Waimua mussten sich mit einer Feuerstelle begnügen. Viele der Häuser waren immer noch Punga-gedeckt oder notdürftig aus irgendeinem Holz gezimmert, das beim Bau gerade zur Hand gewesen war. Lange vor ihrer Geburt hatte ihr Großvater das Haus in der Art der Pākehā errichtet, mit kunstvollen Verzierungen an den Giebeln und einer Veranda, die sich über die gesamte Vorderseite erstreckte. Noch immer war es das prachtvollste Haus, das jemals in der Bucht gebaut worden war. Es war zu einer Art Versammlungsort für Treffen und Feste geworden, der Ort, an dem Menschen blieben, wenn sie für Tangi-Trauerzeremonien oder Hui-Versammlungen von weit her anreisten.

In Meres Haus gab es noch eine Feuerstelle, die oft neben dem Ofen in Gebrauch war, wenn bei Besuch zusätzliche Töpfe benötigt wurden. Als Kind hatte Mere es geliebt, dort zu spielen. Die Öffnung war ein eckiges Loch in der Wand. Mit sieben war es größer als sie gewesen, mit zehn hatte sie es überragt. Sie mochte es, dass sie die Feuerstelle betreten und in die Wolken darüber schauen konnte. Es war wie ein Geheimgang zum Himmel und wären ihr Flügel gewachsen, hätte sie ein- und ausfliegen können. Selbst wenn das Feuer brannte, konnte ein kleines Kind die Feuerstelle betreten, ohne sich zu verbrennen. Sie hatte früher oft mit John und Iraia ein Spiel gespielt, bei dem sie nacheinander hinein und wieder herausrannten und sich gegenseitig anstachelten, sich jedes Mal noch ein Stückchen weiter vorzuwagen, bis sie den Himmel durch den Schornstein sehen konnten. Irgendwann wurden sie immer von Audie weggescheucht, weil sie Töpfe über das Feuer hängen wollte oder weil sie einfach fand, dass sie dem Feuer zu nahe kamen. Wenn sie nicht schnell genug aus dem Weg waren, jagte Audie sie mit einem Schürhaken oder Besen. Meistens traf sie aber dabei nur Iraias Beine, nicht die der anderen.

Die Feuerstelle war kalt an diesem Tag. Mere brauchte sie nicht. Das Essen wurde bereits auf dem Ofen erwärmt. Die Vorräte standen schon neben der Tür, und sie musste sich nur noch um ihre wenige Kleidung kümmern. Sie würden nicht allzu spät nachmittags fertig sein.

Der Ofen brauchte Holz. Sie holte den Kete-Korb, öffnete die Hintertür und trat in eine milde Brise hinaus, die sich kühl auf ihrer Haut anfühlte. Die Hitze des Hauses hatte sich unter ihren Armen und dem Kragen festgesetzt. Sie machte einen impulsiven Schritt, warf den Kopf nach hinten, schloss die Augen und versuchte, einen kräftigeren Windhauch zu erhaschen. Kaum ein Lüftchen regte sich,

und am Nachmittag würde die Luft vollkommen bewegungslos sein. Trotzdem tat es gut, draußen zu sein.

Es dauerte ein oder zwei Minuten, bis sie sich an die Helligkeit gewöhnt hatte. Kupe hörte sie im Garten und kam angerannt, um an der teigigen Leckerei ihrer Händen zu schnüffeln und ging dann in seine Vorderpfoten-unten-Hinterteil-hochgestreckt-Haltung, die bedeutete *spiel mit mir*.

»Nein, Kupe. Du weißt doch, ich hab heute keine Zeit für sowas. Mach dich vom Acker, du Flohscleuder.«

»Der versteht alles, was du sagst, ne?«

Sie drehte sich um und sah Iraia, der den Weg zum Haus heraufgeschlendert kam. Ein ungerupftes Huhn baumelte schlaff von seiner linken Hand.

»Weiß ich«, sagte sie, und ihre Stimme klang schrill und abweisend. »Ist mir egal.«

Sie konnte das Lachen in seinen Augen sehen und wie das Grinsen auf seinem Gesicht breiter wurde.

»Vorsicht, Mimi. Der Hund wird von deinen Beleidigungen irgendwann noch mal die Schnauze voll haben und einfach zuschnappen.«

»Pass auf, was du sagst, Rai! Außerdem darfst du mich gar nicht mehr so nennen.«

»Warum? Weil du jetzt ne feine Dame bist?« Iraia stolzierte im Kreis umher und wackelte dabei geziert mit den Hüften. »Oh entschuldigen Sie bitte, Fräulein Mere Irihāpeti. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Für so was hab ich auch keine Zeit. Ich muss aufpassen, dass der Ofen nicht kalt wird.« Sie schwenkte ihren Korb in Iraias Richtung und rauschte an ihm vorbei zum Holzstapel.

Er sah sie weiter grinsend an.

Sie mochte das. Mochte, wie sie sich neckten, wie er sie ansah. Das gehörte zu dem Spiel, das sie spielten, so lange sie denken konnten. Etwas Verbotenes, nur zwischen den beiden, harmlos. Aber als sie aufsaß und Iraias Blick begegnete, überkam sie ein seltsames Gefühl. Etwas in ihrem Bauch hüpfte erschrocken auf. Sie sah ihm länger in die Augen, als sie es hätte tun sollen, bis sich schließlich ihre eigene Überraschung darin spiegelte.

Der Bann gebrochen, beide sahen weg. Für eine Weile sagten sie nichts. Mere ging in die Hocke und schichtete Holz in den Kete. Sie war sich ihres Körpers auf eine Art bewusst, die ihr unangenehm war. Iraia machte einen Schritt nach vorn, als ob er ihr helfen wollte. Anscheinend wusste er nicht, ob er ihr den Korb abnehmen sollte. Sie zuckte mit der Schulter – eine kleine Geste, aber ausreichend, um ihm zu verstehen zu geben, dass er ihr fernbleiben sollte. Er richtete sich auf und trat einen Schritt zur Seite. Er sah sie immer noch an.

»Glitz nicht so blöd, Bursche! Zurück an die Arbeit!«

Sie hörte eine Bewegung. Er drehte sich um und wollte gehen, blieb aber stehen.

»Ich hab dir das Hühnchen hier mitgebracht«, sagte Iraia. »Dachte, das wär ganz gut für morgen, was dazu, weiß ja nicht, wer alles kommt.« Aus seiner Stimme war alles Schalkhafte gewichen.

Sie stand auf und drehte sich um. Er hielt ihr das tote Tier entgegen, damit sie es sehen konnte: ein fetter Vogel, der Hals hing schlaff. Die Sonne stand hinter Iraia, sodass über seinem Gesicht sogar ein noch dunklerer Schatten lag als sonst.

»Ich hoffe, du erwartest jetzt nicht, dass ich ihn rupfe und ausnehme. Ich hab nicht mal Zeit, ihn zu kochen.« Sie sprach mit tonloser Stimme. »Mach du was draus.«

Etwas in seinem Blick verdunkelte sich.

Er nickte, ging in Richtung der Hütte davon. Sie wollte mit ihm gehen, rauchen und herumalbern, wie sie es normalerweise taten, wenn sie allein waren. Stattdessen trug sie ihre Last zurück zum Haus, drehte den eisernen Türknauf mit der einen Hand, während sie den volle Kete im anderen Arm balancierte und in die dunkle Küche trat. Sie blinzelte zweimal. Stand bewegungslos da und blinzelte erneut. Langsam konnte sie Einzelheiten im Raum ausmachen. Die Beschwingtheit und das Gefühl von Freiheit, die sie am Morgen begleitet hatten, waren wie weggeblasen. Als sie Holz nachlegte, fühlte sie sich wieder niedergeschlagen. Sie hatte nur das getan, was sie bei ihrem Vater und ihren Brüdern hundertmal gesehen hatte. Sie war jetzt erwachsen und musste ihre Aufgaben ernst nehmen. Aber sie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als sie schon anfang, daran zu zweifeln. Sie wusste nur, sie hatte etwas Schreckliches getan.

Sie hatte Iraia noch nie »Bursche« genannt.

Bursche. Natürlich. Was hatte er denn gedacht? Wie dumm er war! Mit einem Lächeln, das sich über seinen gesamten Körper ausbreitete, war er den Hügel hinaufgegangen, glücklich über den Tag, über die Ruhe, über die bevorstehende Reise und über die paar Stunden, die sie ohne Papa Tū und Whāea Audie sein würden. Glücklich über ein paar Stunden allein mit Mere im Kāinga – Sonny und John waren in der Stadt, Billy im Süden in der Schule. Wann kam das schon mal vor? Wie lange war es her, dass sie ungestört mehr als nur ein paar Minuten am Stück miteinander reden konnten. Iraia öffnete die Tür zu seiner Hütte mit so viel Kraft, dass sie aufsprang und mit einem Knall gegen die Wand krachte. Seine Hütte? Nichts war seins. Er gehörte nirgendwohin. Nichts gehörte ihm. Er hängte das Hühnchen an einen Fleischerhaken im Schrank auf der linken Seite, ging rechts

zu seiner Schlafmatte und setzte sich darauf, die Ellenbogen auf den Knien, das Gesicht in den Händen. Mere.

Er hatte gesehen, wie sie blinzeln aus dem Haus getreten war. Er hatte sie rufen wollen, sie zu einem Kartenspiel oder so einladen, ihr Tee anbieten. Die Spiele fehlten ihm. Als Kinder waren es immer John und Mere und er gewesen und als John nur noch Zeit mit seinen Brüdern verbracht hatte, war Mere geblieben.

Der Klang seiner Kindheit – Meres kleine Füße, die versuchten, mit ihm Schritt zu halten, trippel, trippel; ihre Stimme, die ruft *Aiwa-ya? Aiwa-ya!*, fragend anfangs, am Ende immer fordernd – all das begleitet von dem ständigen Fschhh-Fschhh der Wellen, die am Ufer nagten und nagten, ständig daran nagten, dass Iraia sich manchmal fragte, ob sie ihn eines Tages verschlingen würden. Und die Dinge, bei denen er sicher sein konnte, dass er sie jeden Tag seines Lebens sehen würde: All die Buchten und Inseln, die weit auf der anderen Seite der Sounds in jedem erdenklichen Grün erstrahlten, der Totaranui-Meeressarm, den sie jetzt nach einer Königin mit einem schönen Namen benannt hatten, und dessen tiefes Blau das helle Blau des mittäglichen Himmels küsste; Mere, die ihn ansah, große Kohleaugen, Wimpern, in denen sich Haare verfangen, die Whāea Audies Bändigungsversuchen entkommen waren. Ihr Mund, der Fragen oder Befehle formte, ihre Hände, die seine griffen und ihn von einem Ort zum nächsten zogen oder ihm Essen brachten – seit er denken konnte, bestimmte sie über ihn und war seine stärkste Verbündete.

Andere hatten ihn nicht gern in ihrer Nähe. Iraia erinnerte sich an den ersten Tag, an dem Whāea Audie gesehen hatte, wie Mere und er sich am Ufer an den Händen gehalten hatten. Mit ihrer kalten harten Hand hatte sie sich auf ihn gestürzt und ihm so ins Gesicht geschlagen, dass sein Kopf nach links und rechts und wieder zurück

geschwungen war. Die Heftigkeit des Schlags hatte ihn überrascht, seine Bedeutung tat es nicht. Jede Sekunde trug er das Gefühl in sich, kein richtiger Mensch zu sein, sondern nur ein Schatten. Die Vorstellung, nur Düsternis über einen Menschen wie Mere bringen zu können. Er wusste nicht, woher diese seltsamen Gedanken kamen, konnte sich nicht daran erinnern, sie jemals gehört zu haben. Er erinnerte sich kaum noch an das Gesicht seiner Mutter, wusste aber, dass auch sie ein Schatten-Mensch gewesen war, am Leben, aber nicht lebendig. Sie war still gewesen, aber es war mehr als das. Er erinnerte sich an die Form ihres Gesichts und wie tröstend ihr Körper neben seinem gewesen war, wenn sie sich nachts schlafen legten. Er war sich sicher, wenn er ihr jemals wieder begegnen könnte, würde er sie am Geruch erkennen. Sie war der einzige andere Schatten-Mensch, den er je getroffen hatte. Manchmal fragte er sich, woher er kam, wie die Menschen, zu denen er gehörte, wohl gewesen gewesen waren, bevor sie in die Düsternis gestoßen wurden. Er war zu jung um sich an Geschichten zu erinnern, die seine Mutter erzählt haben könnte.

Aber Audreys angsteinflößende Hand hielt ihre Nichte nicht davon ab, hinter Iraia herzulaufen, nach ihm zu rufen, und als Mere nach Antworten verlangte, konnte Audrey dem Kind nicht erklären, warum er kein guter Umgang war. Eines Nachmittags schleifte Audrey eine heulende dreijährige Mere ins Schlafzimmer. Iraia sperrte sie in die Hütte. Er gab keinen Laut von sich. Schon früh hatte er begriffen, dass Schweigen der Schlüssel zum Überleben war. Aber Mere schrie und tobte zwei Stunden lang in dem Zimmer, bis ihr Vater nach Hause kam und das Kind, das vollkommen aufgelöst nach Luft schnappte, auf den Arm nahm. Iraia, der hungrig und in der Hoffnung auf einen Teller Essensreste nach draußen gegangen war,

spähte durch das Fenster. Tū trug seine Tochter durch das Haus, bis sie nur noch ein leises Schluchzen von sich gab.

»Was fehlt dir du denn, Kleines?«

»Aiwa-ya«, Mere stieß das Wort aus und holte schluchzend Luft. Ihr Vater runzelte die Stirn.

»Nein, Kleines, den brauchst du nicht. Du kannst doch mit John und Sunny und Bill spielen.«

Mere stieß ein verzweifertes Geräusch aus, sagte wieder seinen Namen, zog aber diesmal jede Silbe zu einem Klagelaut in die Länge.

Tū starrte vor sich hin, erwiderte keinen Blick, die steile Furche zwischen seinen Brauen vertiefte sich. Mere heulte weiter Iraias Namen und schluchzte auf dem Arm ihres Vaters. Tūs Gesicht verzog sich wieder. Iraia sah, wie es sich noch einmal vor Wut verzerrte, bevor ein flüchtiger Moment des Kummers das Gesicht des strengen Mannes weich werden ließ. Endlich, wie ein Spaten, der die Erde teilt, ein plötzlicher Beschluss. Tū trug seine Tochter durch die hintere Tür und beugte sich über den Jungen, der bereit war, die Flucht zu ergreifen. Seine Stimme klang tief und rau. Wie ein Tier, das einen Warnlaut ausstößt.

»Bursche. Du spielst mit Mere. Du passt auf sie auf. Das ist jetzt deine Aufgabe. Und wenn ihr irgendetwas zustößt ...«

Er musste den Satz nicht beenden. Wenn Tū ein knurrendes Tier war, war Iraia die zitternde Beute. Sein Mund stand offen, die Augen aufgerissen. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass der große Mann jemals mit ihm gesprochen hatte. Er konnte sich nicht erinnern, dass Papa Tū ihn überhaupt angesehen hatte, seit Iraias und Meres Mutter gemeinsam ums Leben gekommen waren. Jetzt hatte er die Erlaubnis erhalten, mit Mere zu spielen. Das war ein großes Privileg, das wusste er. Warum war ihm dann so schlecht?

Zwei

Laut der Legende ihrer Geburt wird Lula zwischen den Beinen ihrer Mutter geboren und Bigsy herausgeschnitten. Das sagen sie aber nicht, sie sagen »natürliche Geburt« und »Kaiserschnitt«, aber das ist nicht der Grund, aus dem die Legende immer wieder erzählt werden muss. Familie, Bekannte, Fremde auf der Straße – sie alle müssen die Geschichte selbst dann über sich ergehen lassen, wenn sich ihre Verblüffung und Neugierde in Grenzen halten. Manchmal wird die Erzählung durch eine Frage ausgelöst: *Also ... wie wurden sie, ähm ... Warum sind sie so ...?* Und ihre Mutter, die mit großem Vergnügen in die Rolle der Geschichtenerzählerin schlüpft, füllt die Luft mit auswendig gelernten medizinischen Studien und Statistiken. *So selten – wusstet ihr, dass nur eins von einer Millionen Zwillingspaaren so geboren wird? Eins von einer Million.*

Während des Vortrags hält Lula sich am geblühten Faltenrock ihrer Mutter fest, und Bigsy rennt um die beiden herum und macht Flugzeuggeräusche. Der Rock ist Lulas Vorhang, ihr Versteck und ihr Schmusetuch. Nicht selten entdeckt ihre Mutter später einen feuchten Fleck dort, wo Lula den Rock daumenlutschend umklammert hat. Von diesem Beobachtungsposten aus kann Lula einen Blick auf die Gesichter der Menschen werfen, die sich versammelt haben, um der wundersamen Geschichte ihrer Geburt zu lauschen. Sie kann beobachten, wie die Blicke erst zu ihrer Mutter, dann zu ihr und schließlich zu ihrem Bruder huschen, dessen Strategie es ist, in Bewegung zu bleiben, damit kein starrender Blick ihm schwindel-

frei folgen kann. Und weil sie von Lula nichts weiter zu Gesicht bekommen als einen Ansatz rotbrauner Haare und weit aufgerissene Augen, die hinter dem Blütenmeer des Rocks hervorlugen, gibt das Publikum meist auf und konzentriert sich auf die Mutter, deren Lachen hoch in den Himmel steigt und deren Hände aufgereggt umherschwirren wie Pfautauben nach einem üppigen Mahl fetter Sandfliegen. Mit vier kennen die Zwillinge die Geschichte auswendig und wissen, welches Wort wann und in welcher Betonung an der Reihe ist. Lula versteht, dass es diese eine Geschichte ihrer Mutter ist, die sie allen Erzählungen von Fernreisen, neuen Häusern oder schicken Autos entgegenhält. In ihrer Erinnerung ist die Mutter, die dieses Stück aufführt, eine viel glücklichere, als die Mutter, die sie zur Schule bringt oder mit ihnen Abendbrot isst.

Trotz dieser öffentlichen Vorführungen besteht die Welt für Lula eigentlich nur aus Bigsy und ihr. Sie sind Pfeffer und Salz, Fish und Chips, Messer und Gabel. Sie sind Äste und Blätter, Straße und Gehweg, Hunger und Durst. Später sind sie Tarzan und Jane, Wonder Woman und Batman. In Lulas frühester Erinnerung ragen vier Beine in die Luft. Vier pummelige strampelnde Füße, vier bewegliche Knie, gestreckte Beine. *Zehen – meine Mutter schneidet Speck, schneidet mir eins, zwei, drei, genug Zehen für zwei Runden weg.* Das Geräusch von Schaum und Wasser, das über den Wannenrand schwappt. In Handtüchern, im Bett, das Weiche. Arme und Beine ineinander verschlungen und Haut an weicher Haut, Finger und Zehen verknotet, entknotet, Händevoll Haare und Gesichter und Ohren.

Wenn sie manchmal in den Spiegel schauen, sehen sie ein vollständiges Bild, nicht zwei verschiedene Hälften. Wo andere eine bierflaschenbraune Haut und glatte Haare, dunkle Augen und eine schlaksige Gestalt neben gesprenkeltem Weiß-Rosa, wuscheligen Haaren und einem stämmigen Körper sehen, sind für sie da zwei

hervorgereckte Bäuche, zwei aufgeworfene Nasen, zwei zappelnde rosa Zungen. Gehaltene Hände. Verschränkte Zehen. T-Shirts wechseln hin und her. Eines Tages blickt Lula in den Spiegel, während Bigsy nicht ihre Hand hält, und sieht ihn trotzdem. Sie sieht seine Augen in ihren, seine Schönheit in ihrem Gesicht. Sie hat ihn in ihrem Spiegelbild so verinnerlicht, dass sie ihn überallhin mitnimmt.

Sie knien bis zum Ellenbogen in Schmutz, Sand, Schlamm. Bigsy isst einen Wurm und Lula meint, ihn auch zu schmecken – beide spucken aus, beide werfen sich zu Boden und stellen sich tot. Als ihre Mutter kommt und fragt, was passiert sei, ist es Lula, die sagt: *Wir haben Würmer gegessen*. Die meiste Zeit übernimmt sie das meiste Reden. Sie redet, er handelt und für sie fühlt es sich so an, als würden sie beide beides tun.

Wann immer sie können, sind sie nackt. Dann, eines Tages, als sie vielleicht vier oder fünf sind, nehmen sie zum ersten Mal ihre Körper wahr. Alles ist gleich außer der Hautfarbe und seinem abstehenden Schniepel. Aber der Schniepel ist auch ihrer. Sie sind die Vorder- und die Rückseite, das Mädchen und der Junge, Tag und Nacht. So ist das nun einmal. Die Dinge ergeben erst im Verhältnis zueinander einen Sinn. Werden Mum und Dad nicht genauso gesehen, nur eben andersherum? Sie mit glatter, dunkler Haut und er ganz haarig und mit geröteten Wangen?

Darum verstehen sie auch nicht, warum ihre Mutter jedem Menschen, der es hören will, ihre Geschichte unter die Nase reibt. Ihre Eins-von-einer-Million-Wunderbabys. Sie sind nur das Abbild der normalen Ordnung der Dinge. Sie tun ihr Bestes, um sich der Aufmerksamkeit zu entziehen und bleiben dicht beieinander. Schon bald hören sie das Flüstern, das die Legende ihrer Geburt begleitet: Wenn die Umstände ihrer Geburt und ihr Aussehen so ungewöhnlich sind, heißt das dann nicht, das Leben wird sie schließlich doch trennen?